

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

„Feuerster Alphonse — verschwenden Sie Ihre Bosheiten an Leuten, die dafür das richtige Verständnis besitzen. Ich gehöre nicht dazu. Ich streife überhaupt. Wenn Sie sich nicht selbst auf den Namen des Schloßes besinnen können — mir schließlich kann es ja ganz egal sein. Wozu wollen Sie das überhaupt wissen, Alphonse. Das ist doch eine Marotte von Ihnen — eine brotlose Kunst — eine Spielerei.“

„Meinen Sie?“ . . . versetzte Alphonse de Marsillargues kühl und wie beiläufig. Dann erhob er sich, reckte sich ein wenig und kam langsam zum Tisch heran. Er trug einen Anzug aus Rohseide. Er war wieder mal korrekt bis auf den Tragenknopf. Er lächelte ein wenig nach seiner schwer zu deutenden Manier, während er fortfuhr:

„Meinen Sie wirklich, bester Doktor, daß ich Sie und mich hier so intensiv einer Spielerei wegen anspanne?“

„Aber es ist doch nur eine Spielerei!“

Da gruben sich Alphonse's Augen in die seines Kumpanen. Und in seine Stimme kam hörbar eine leise scharfe Färbung, als er gedämpft versetzte:

„Halten Sie mich tatsächlich für ein Kind, Doktor? Wenn ich Sie gebeten habe, mir aus einem dieser Lexika und Bandelken die Geschichte herauszufuchen, dann tat ich es in der Hoffnung, daß bei der Schilderung des mißglückten Attentats auch die Mittel genannt wären, mit denen es damals versucht worden ist.“

„Und was versprechen Sie sich davon — selbst wenn ich die Schilderung dieses Attentates irgendwo in den Büchern entdecke und Ihnen vorlege?“

Der Pariser Flaneur hatte beide Hände auf die Tischplatte gestemmt. Er stand jetzt seinem Vertrauten nur um halbe Armeslänge gegenüber. Er beugte sich etwas vor. Er murmelte zwischen den Zähnen:

„Haben Sie schon vergessen, was ich Ihnen vor vier Wochen sagte?“

Der kleine corpulente Herr hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt und hielt die Beine weit von sich gestreckt. Er wischte sich schon gar nicht mehr den Schweiß von der Stirn; es hatte ja doch keinen Zweck. Er wiederholte phlegmatisch und schläfrig:

„Was Sie mir vor vier Wochen gesagt haben, Alphonse?“

„An dem Tage meiner Rückkehr von St. Chamant, als wir drüben in meinem Arbeitszimmer in der Fensterbank standen und bevor Sie fortstürzten, Marguerite zu mir zu schicken — erinnern Sie sich, Doktor, was ich Ihnen damals sagte?“

Unter den kalt beobachtenden Augen seines Gegenüber fühlte sich der kleine Herr sichtlich unbehaglich. Er richtete sich aus seiner laschen halbliegenden Stellung wieder hoch und schüttelte energisch den Kopf.

„Sie sagten mir damals gar nichts, Alphonse.“

„Wirklich nicht, Doktor?“

„Wirklich nicht, lieber Alphonse. Sie ergingen sich in ganz allgemeinen Redewendungen. Sie erwähnten etwas von irgendeinem deutschen Armeekorps, das auf St. Chamant einquartiert sei. Und deuteten an, die einzige Möglichkeit, der französischen Baisse Spekulation das Wasser abzugraben und uns — das heißt Ihnen und mir und noch den paar Leuten unseres Kreises, die wir von der Börse leben — wieder festen Boden unter den Füßen zusammenzuscharren . . . die einzige Möglichkeit läge darin, irgendeinen Hauptschlag gegen dieses deutsche Armeekorps zu führen.“

„Na also, Doktor — Sie haben doch ein ganz verlässliches Gedächtnis.“

„Allerdings, oder meinten Sie, Sie hätten Ihre Worte in den Wind gesprochen? Natürlich habe ich sie behalten. Versteht sich doch von selbst. Sie sind doch gewissermaßen unser stillschweigend anerkannter Führer. Sie sind doch in derselben scheußlichen Situation, wie wir alle — die wir aus dem fortwährenden Auf und Nieder der Börse unsere Existenzmittel ziehen. Also wenn Sie mir etwas auseinanderlegen — den Teufel auch, Alphonse, denn verzeih' ich das doch nicht!“

Alphonse de Marsillargues löste die Hand von der Tischplatte, zog ein goldenes Eintr hervor und zündete sich eine Zigarette an. Ganz kühl und gleichgültig tat er das — mit einer so ehernen gelassenen Belanglosigkeit in Blick und Bewegung, daß er dem kleinen cholertischen Herrn unwillkürlich damit seine Selbstsicherheit zurückgab.

„Also wenn Ihr Gedächtnis wirklich untadelig ist, lieber Doktor — desto schlechter sieht es danach mit Ihrer Kombinationsgabe aus.“

„Mit meiner Kombinationsgabe? . . . A propos, Alphonse, rufen Sie mir auch eine Zigarette. Danke . . . und ja — wie meinen Sie das — mit meiner Kombinationsgabe?“

„Mit Ihrer Fähigkeit, aus Handlungen, die Sie selbst begehen oder zu denen ich Sie veranlasse, die naheliegenden Schlüsse zu ziehen.“

„Keine Ahnung, Alphonse.“

„Nélas — damals erzählte ich Ihnen von meinem Plan, gegen das deutsche Armeekorps in St. Chamant einen Hauptschlag zu führen — und jetzt haben Sie eine Stunde damit zugebracht, hier vergebens die Darstellung eines geschichtlichen Attentates aus dem Jahre 1814 aus diesen Büchern herauszufuchen. Und wenn Sie dazwischen nicht den selbstverständlichen Zusammenhang finden, so fehlt Ihnen eben das, was ich Kombinationsgabe nenne.“

„Und sie fehlt mir noch nicht, Alphonse!“

Damit schob der Doktor Paul Darragon ruckhaft seinen Stuhl zurück und erhob sich und verlor die Farbe und seine Stimme sank bis zu einem rauhen Flüstern.

Und sie fehlt mir doch nicht — diese Kombinationsgabe! Jetzt versteh' ich Sie, Alphonse — Sie sind ein brillanter Gesellschaftler und ein reizender Kerl, aber Sie sind ein verteuftelt scharfer Kavaliere!“

Drüben die schmalen Lippen verzogen sich zu einer seltsamen Bewegung.

„Nicht doch, Demerter.“

„Sie sind ein verteuftelt scharfer Kavaliere.“

„Sie sind exaktiert, mein Vieber.“

„Das nennen Sie exaktiert, Alphonse? Für jeden, der nicht gerade Nerven von Stahlbraut hat, ist das eine unheimliche Geschichte, eine grauenhafte Geschichte, Alphonse!“

„Unheimlich — möglich. Grauenhaft — nicht sonderlich. Auf jeden Fall aber sehr zweckentsprechend, Doktor. Gelingt mir der Plan, so dürfen Sie versichert sein, daß sich hinsichtlich der Stimmung in Frankreich ein sofortiger radikaler Umschlag geltend machen wird. Nicht nur hinsichtlich der Stimmung im Volke, sondern auch hinsichtlich des Vertrauens in unseren Schützengräben, hinsichtlich der Nationsfreundlichkeit unserer Generale. Und das ist es ja gerade, was uns bis heute fehlt und was die Sachlage mit einem Schlag ändern wird. Reißt aber unsere Generale erst die Truppen aus den Schützengräben heraus und führen sie nach altfranzösischer Art mit gefälltigem Bajonett zum Sturm, so jagen wir die Deutschen über den Rhein zurück. Und die Parisspekulation an den französischen Börsen hat ausgelebt. Hat ausgelebt, um uns Platz zu machen, damit wir die goldenen Berge endlich zusammenscharren, die wir für unsere Existenz brauchen... mag also mein Plan meinerwegen grauenhaft und unheimlich sein, er wird von weitertragender Bedeutung werden, als Sie im Augenblick abzuschätzen vermögen.“

„Und dazu brauchen Sie mich? Dazu soll ich Ihnen als Helfershelfer die Hand bieten?“... stieß der Doktor Darragon hervor.

„Möglich — wenn ich Sie brauche...“

„Dann weigere ich mich, Alphonse de Marsillargues.“

„Ich verstehe Sie nicht, bester Doktor.“

„Dann weigere ich mich, Alphonse — ich wiederhole es Ihnen noch einmal. Ich habe nicht Ihre Nerven, ich habe nicht Ihre scharfzugreifende Gewissenlosigkeit — ich würde einfach vorher zusammenklappen und Ihnen damit alles zunichte machen.“

„Jetzt reden Sie Torheiten, Verehrtester.“

Der kleine bewegliche Herr zerbrach verzweifelt an seinem Spitzbart. Er hatte ganz große runde Augen, als sähe ihm eine grauenhafte Angst im Nacken. Er schleuderte die Worte förmlich hervor.

„Alphonse — nicht jeder ist eine solche Gewaltnatur wie Sie. Sie sind verbittert, Sie sind enttäuscht, Sie sind aufgeregter durch manche Einzelheiten und Episoden Ihres Lebens, durch manche fehlgegangenen Hoffnungen und Entwürfe. Sie sind ein Mann ohne Gewissen geworden. Sie sind eine Brigantennatur großen Stils. Ein geborener Führer. Unter diesem Gesichtspunkt kann ich Sie nicht nur verstehen, sondern da bewundere ich Sie sogar und da imponieren Sie mir. Sie kennen keine Hindernisse, sondern gehen mitten durch; und sagen sich einfach: — wer nicht für mich ist, der ist wider mich! In Ihnen steckt das gefährliche Raubtier mit seinem brutalen Egoismus. Aber — aber...“

„In mir steckt einfach ein nüchtern denkender Mensch, Doktor. Ich sage mir — Sie und ich und die paar andern, die zu uns gehören — wir sind wie eine Horde schiffbrüchiger Piraten, die sich auf einem ledernen Floß irgendwo im Weltmeer zusammenhängen. Wir leben von der Börse; wir leben vom geldflüsternden bösen Philistertum. Wir sind Außenstehende der guten Gesellschaft, so sehr wir auch dem Anschein nach mitten in ihr leben. Wir sind Wegelagerer im Irad und tragen ganz einfach jetzt — weil zeitgemäß — die Maske eines radikalen Nationalismus. Im übrigen aber, Doktorchen, kämpfen wir heute verzweifelt um unser bishigen Existenz. Dauert diese geschäftliche Depression, diese allgemeine trostlose Entmutigung noch länger an, so liegen wir eines Tages auf der Straße. Damit ist dann das bishigen Firnis zum Teufel, unter dem wir unser wahres Gesicht und unser wahres Herz verstecken. Und dann gibts kein Hochkommen mehr. Dann sind wir alle endgültig abgetan und

erledigt — wir, die Führer der radikal-nationalistischen Partei, die ja, nebenbei bemerkt, sich überhaupt nur aus uns paar Leuten zusammensetzt.“

Das Letzte in einem so aufreizend blutigen Jahn, daß dem kleinen Doktor jählings wieder das Blut ins Gesicht schoß. Aber er wußte nichts zu erwidern, er starrte den andern nur wortlos an. Der aber ergänzte:

„So stehen die Dinge. Wir paar Leute ringen gegen den materiellen Zusammenbruch; wir fühlen und sehen, wie uns die Pflanzen unter den Füßen wegsplütern. Unser Egoismus, unser elementarster Selbsterhaltungstrieb drängt uns förmlich zu einer befreienden Tat, mit der wir die Stimmung des Landes und das darniederliegende Börseleben wieder heben.“

„Und da kommen Sie plötzlich mit philiströsen Bedenken! Da werden Sie plötzlich sentimental und philanthropisch! Da entdecken Sie den Torso Ihres Gewissens und wollen mich feige im Stich lassen. Ich aber kann meinen Plan nicht allein ausführen, ich brauch einen Helfer — einen Menschen, auf den ich mich blindlings verlassen kann... ich brauch einen Mann, Doktor.“

„Wählen Sie irgendeinen andern unserer Partei, Alphonse.“

„Ich wähle Sie, Paul Darragon.“

„Wählen Sie einen andern, Alphonse de Marsillargues.“

„Ich wähle Sie, Paul Darragon, weil in der Partei keiner ist, der mir so nahesteht und mit dem ich mich so lange und so genau kenne als gerade mit Ihnen.“

„Und wenn ichs doch nicht tue, Alphonse?“

Da schob der Pariser Maneur nachlässig die Schultern hoch. Eine kaum merkbare Bewegung.

„Dann gehen Sie eben vor die Hunde, mein Vieber. Machen Sie mir doch nichts vor — wie die Verhältnisse heut liegen, stehen und fallen Sie mit mir. Wenn ich stürze, reiße ich Sie sowieso mit in den Abgrund. Und wenn ich durch unsern Plan meinen Platz behaupte — trotzdem Sie mir die Gefolgschaft versagt haben, dann werden Sie durch Ihre Verschulden allein in den Abgrund stürzen — ich aber werde nicht die Hand rühren, Sie zu retten. Wählen Sie also. Entscheiden Sie. Nicht heute, wo Sie keine Direction im Verbe haben, wo Ihre rebellierenden Nerven Ihnen den klaren Blick schwächen, wo Sie — mit einem Wort gesprochen — nicht ganz auf der Höhe sind.“

„Pariser Sommernächte — auch in Kriegszeiten — sind lang und schlaflos. Sie haben also Zeit, zu überlegen, abzuwägen, Doktor. Kommen Sie morgen wieder. Meinewegen um dieselbe Zeit. Ich werde Sie erwarten.“

Der kleine Herr wagte keinen Widerspruch. Er band sich Schlihs und Kragen um, zog sich Weste und Jackett an, griff nach Stod und Strohhut.

In der Tür wandte er sich noch einmal zurück. Seine großen, sonst so unruhig sprühenden Augen tasteten sich verstört durch das Zimmer, blieben an Alphonse de Marsillargues haften.

Und gleichsam als Antwort drüben vom Schreibtisch her die kühle, überlegen gelassene Stimme des andern:

„Paul Darragon — Mann mit dem sensiblen Herzen... es ist unökonomisch und gefährlich, mich zum Feinde zu haben. Noch bin ich Ihr Freund. Sorgen Sie, daß ich es bleiben kann. Und nun gehen Sie. Auf morgen.“

Gesellschaftlerin und Vertraute... mit diesen beiden Worten hatte damals die junge Marquise von St. Chamant den zukünftigen Wirkungskreis ihrer neuen jungen Hausgenossin beschrieben.

Und doch — es wurde ganz anders. Ganz anders, als es sich die Schloßherrin, als es sich Marguerite Barrel gedacht.

Am dritten Tage ihrer Anwesenheit im Schloß erhob sich in früher Morgenstunde auf Treppen und Fluren, in Vorzimmern und Entreechambres unerklärliche Unruhe. Das war ein Hin- und Herhasten, ein Treppen-Hinauf- und Herunterjagen, ein unerklärliches Stimmengewirr.

So seltsam, daß Marguerite Barrel — trotz der kurzen Zeit ihres Hierseins doch schon mit den Gewohnheiten der Schloßbewohner vertraut — sich erhob und hastig anleidete. Eigentlich lag für sie gar kein Zwang dazu vor; sie hätte noch fast eine Stunde ruhen können — aber es litt sie nicht länger in ihrem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Himmelsflöte.

Skizze von Karl Friedrich.

(Nachdruck verboten.)

Eigentlich hatte es sich das unscheinbare braune Ding mit den blauen Klappen, das aussah wie eine verputzte Spielzeuggranate mit silbernen Verschönerungen, nie träumen lassen, daß es auch einmal eine Geschichte haben werde, aber von dem Tage an, wo sich ihr Schicksal mit dem Heini Mogensens verband, trat auch die Himmelsflöte sozusagen in das große Weltgeschehen ein. Und das kam so:

Heini Mogensen war der Dämellknaas der Kompagnie, ein hochaufgeschossener blonder Burche mit roten Wangen, wasserheller Augen, gesunden Zähnen und einem Paar unwahrscheinlich großer Hände. Er war schwerfällig in seinen Bewegungen und noch schwerfälliger in seinem Denken. Er scheute sich vor keiner noch so groben und schmutzigen Arbeit, man konnte ihm die schwersten Lasten aufbürden, Heini Mogensen tat alles bedächtig und wie's ihm befohlen war, ohne sein gutmütiges breites Grinsen dabei jemals zu verlieren. Aber wenn es eine Aufgabe galt, die selbständiges Ueberlegen und Handeln erforderte, dann versagte Heini Mogensen vollständig, ohne sein gutmütiges breites Grinsen dabei jemals zu verlieren. Aber wenn es eine Aufgabe galt, die selbständiges Ueberlegen und Handeln erforderte, dann versagte Heini Mogensen vollständig, ohne sein gutmütiges breites Grinsen dabei jemals zu verlieren. Aber wenn es eine Aufgabe galt, die selbständiges Ueberlegen und Handeln erforderte, dann versagte Heini Mogensen vollständig, ohne sein gutmütiges breites Grinsen dabei jemals zu verlieren.

Heini Mogensen war überall wohl gelitten, da es keinen willigeren Helfer gab, als ihn, und sein abgeschabter lederner Tabakbeutel wurde nie leer, trotzdem es keinen Menschen in der weiten Welt gab, der sich hätte veranlaßt fühlen können, ihm ein Liebesgabenpäckchen zu schicken. Heini Mogensen hatte nicht Vater und Mutter mehr, nicht Geschwister und Abergewandte, und seine paar Freunde drohen an der Vaterlant waren selbst so arm wie Kirchenmäuse, er machte sich jedoch keinerlei Gedanken über diesen gänzlichen Mangel an Beziehungen und war zufrieden, wenn er nach getaner Arbeit irgendwo still in einer Ecke hocken, seine kurze Pfeife schmauchen und an Meer und Marsch denken konnte. „Heini Dämellknaas kumpst nicht wieder“, sagten dann die Kameraden, aber sie lachten ihn zufrieden und mehr verlangte er gar nicht.

Diese Sehnsucht nach der Heimat war Heini Mogensens großes Geheimnis, das er ängstlich hütete, wie einen goldenen Reichtum, er fürchtete, man könnte ihn noch mehr verspotten, wenn man erführe, wie tief ihm im Herzen das Verlangen nach Strand und Knick brannte, wie in seinem Träumen und Wachen das Meer rauschte und ihm seine schönsten Lieder vorsang. Was hätte Heini Mogensen nicht darum gegeben, wenn er sich nur einmal für eine Viertelstunde, halt im Dreck des Schützengrabens wühlen zu müssen, in den weichen weissen Dünen sand daheim hätte einbuddeln können und dem Geirre der Wellen zuzuhören! Es gab Tage, wo die schweigende Sehnsucht den blinden Niesen fast krank machte, so daß Scheltworte und Anschuldigungen auf den „Dämellknaas“ nur so regneten. Heini Mogensen erregte auch das iehinbar gleichmütig, aber es war ihm dabei, als müsse etwas in ihm mit lautem Knall zerpringen.

Da kam zur rechten Zeit die Himmelsflöte und rief ihn aus allen Nöten.

Christtag war's gewesen. Die Kompagnie lag in Aufstellung, eine kindliche liebernde Erwartung war unter den Leuten, was ihnen die angekündigte Feldpost bringen werde, nur Heini Mogensen sah in einer Ecke, rauchte und träumte — die Feldpost war für ihn ein Ding, was keineswegs nicht zu existieren brauchte. Aber als dann der Wagen mit den Paketen kam, mußte er sich doch unter die Kameraden, die sich um den, den Weihnachtsmann vertretenden Unteroffizier drängten.

Jeder erhielt sein Päckchen, einige sogar drei, vier. Heini Mogensen sah es ohne Reib, aus der Fülle würde auch für ihn ganz gewiß ein wenig Tabak abfallen. Blöcklich fuhr er zusammen. Der Unteroffizier hatte seinen Namen gerufen. Ein paar Kameraden hoben ihn unter Puffen und Waden vor.

„Gefreiter Mogensen“, sagte der Unteroffizier, „für Sie ist eins von diesen Liebesgabenpaketen bestimmt.“

Ein paar Minuten später sah Heini Mogensen wieder in seiner Ecke, bemüht, das unverhoffte Paket zu öffnen. Unter allerhand schönen Sachen fand er ein Briefchen, das er mit einiger Schwierigkeit entzifferte, und dem er entnahm, daß eine Dame, dem tapferen Feldgrauen“ mit diesem Päckchen eine Weihnachtsfreude zu machen hoffte.

Auf diesem Wege also kam Heini Mogensen zu der Himmelsflöte. Zuerst hatte er durchaus nicht gewußt, was er mit dem verrückten Ding anfangen sollte, und nur der unbestimmte Gedanke, daß es ihm von einem hübschen jungen Mädchen gesandt sein könnte, hielt ihn davon zurück, es achlos beiseite zu werfen. Auch gefielen ihm die großen silbernen Buchstaben, die den Namen „Himmelsflöte“ bildeten, und schließlich entdeckte er auch in einem Ecken des Kastens, worin sie lag, eine gedruckte „Gebrauchsanweisung“. Wochenlang sah Heini Mogensen blühend und schwitzend über diesem mit fettigen Zeichen und Zahlen bedruckten Papier und suchte sich mit seinen unförmigen Fingern die Buchstaben zusammen. Es bedurfte seiner ganzen Halsstarrigkeit, um auszuhalten und nicht im Borne das fettige Papier in tausend Fetzen zu zerreißen.

Nur heimlich, wenn niemand in der Nähe war, wagte er es, die Angewandung seiner Studien an dem Instrument zu machen. Mit einer zärtlichen Vorsicht tastete er die blauen Klappen ab und ireute sich wie ein Kind, als er allmählich eine Ordnung in den Tönen erkannte. Aber es dauerte doch noch einige Zeit, bis Heini Mogensen das erste kleine Liedchen auf der Himmelsflöte spielen konnte.

Eines Frühlingsabends, als eine wunderbar weiche Stimmung die Luft erfüllte, sah Heini Mogensen vor dem Mannschafstunterstand und blies zum erstenmal öffentlich auf seiner Flöte. Es war ein Liedchen, wie es die Soldaten draußen singen, stark und frisch und doch voll heimlicher Sehnsucht nach der Heimat.

Die Kameraden waren zunächst sprachlos, sie kannten ihren Heini Dämellknaas nicht wieder. Dann aber sang einer an, mitzusingen, andere fielen ein und schließlich war es ein schöner Chor. Heini Mogensen mußte denselben Vers immer und immer wieder spielen und er tat es mit einer Inbrunst, als wäre er in der Kirche. Sogar der Kompagnieführer kam und hörte eine Weile zu.

Man sagt nicht zuviel damit, daß dieser Tag den Höhepunkt in Heini Mogensens Leben bildete, von da an liebte er das Instrument mit einer innigen Hingebung und in seinen Träumen erschienen jetzt zuweilen eine wunderhübsche Jungfrau, die ihm auf goldener Sdalk die Himmelsflöte darbrachte, die alles Glück der Welt darstellen sollte.

Einnmal erwiderte Heini Mogensen, daß er mittels der Flöte das Zirpen der Grillen nachahmen könne und er hatte seinen Spaß daran, die Kameraden damit zu täuschen. Die Himmelsflöte war seine häßliche Begleiterin, sie wurde auch, als es ihm gelang, eine Weile seiner Heimat darauf zu spielen, die Küsterin seines treu behüteten Geheimnisses.

Und es kam der Tag, an dem die Himmelsflöte ihre Sendung erfüllte und all die Liebe vergalt, die Heini Mogensen ihr entgegenbrachte. Der Gefreite wurde mit einer Patronisse hinausgeschickt, die Stellung des Feindes zu erkunden. Sie trafen durch verbranntes Gras und zerlegte Weißbrotbüchse bis zu einem Punkt, von dem aus sie die feindlichen Gräben überblicken konnten. Nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, machten sie sich auf den Heimweg. Zwei von ihnen vermochten sich ohne Zwischenfälle zu bergen, aber als der Patronissführer und Heini Mogensen ihnen nachschleichen wollten, hatte irgend etwas die Unmerksamkeit des feindlichen Postens erregt und er feuerte ein paar Schüsse in der Richtung ab, wo er Verdächtiges glaubte bemerkt zu haben. Aber alles blieb ruhig.

Der Patronissführer und Heini Mogensen bißen die Zähne fest aufeinander, um sich nicht durch Schreien zu verraten, denn sie waren beide getroffen. Ein roter Blutbach wußte dem Führer aus dem Munde, es war, als wolle sein junges Leben auf einmal in die dürre Heide ausströmen. Heini Mogensen aber hatte nur einen Streifschuß erhalten und das hatte er der Himmelsflöte zu verdanken, die er unter seinem Waffenschloß trug, just so, daß die tödliche Kugel zwar durch sie hindurchfuhr, aber abgelenkt wurde und den Heini nur mit halber Kraft streifte.

Langsam und mit Ausbietung all seiner Bärenkraft schleppte Heini Mogensen den Führer bis zu einer geschützten Stelle, weiter wollte er es nicht wagen, weil er Furcht hatte, der andere könne es nicht länger aushalten. Aber auch den Kameraden drüben ein Zeichen zu machen, wagte er nicht, um nicht noch einmal den Verdacht des Feindes zu wecken.

In dieser Not fiel ihm endlich seine Himmelsflöte ein. Beinahe hätte er einen Jauchzer ausgestoßen. Vorsichtig zog er sie unter dem Rock hervor, und jetzt sah er erst, wenn er sein Leben eigentlich zu danken hatte. Er drückte das zerbrochene Instrument an die Lippen und küste es und dachte dabei an die junge schöne Frau mit der goldenen Schale.

Er wollte ein paar Töne auf der Flöte blasen, aber die Luft ging rasselnd durch ihren zerstückelten Körper. Nur ein dünnes Sdarmren war von der ganzen Herrlichkeit übrig geblieben.

„Heini Mogensen läßt das Heimchen zirpen“, sagten die Kameraden drüben im Graben und suchten nach ihm. Da stellte es sich heraus, daß er noch nicht zurückgekehrt war.

Die kleine Himmelsflöte gab ihre letzte Kraft her, dann konnte sie auch das Zirpen nicht mehr bewältigen, aber sie hatte ihre Pflicht getan: im schrägenden Dunkel der Nacht wurde Heini Mogensen und sein Führer geborgen.

So glückliche Zeiten wie die mit seiner Himmelsflöte hat Heini Mogensen nie wieder erlebt, aber wenn er sinnig wieder lachend in seiner Ecke sitzen wird, hat er zu Meer und Marsch noch eine andere wunderhübsche Erinnerung: die singende, klingende Himmelsflöte!

Vermishtes.

* Was Joffre über den Krieg sagt. „Vor kurzem“, so weiß die Schützengrabenzzeitung „Le Volk“ zu erzählen, erhielt der Chauffeur des Generals Joffre Urlaub und er reiste sofort in sein bescheidenes Heimatsdorf. Hier wurde er mit großem Jubel und — wegen seiner Stellung in Diensten des Generalstabs — mit noch größerer Spannung empfangen. Jeder Dorfwohner wollte mit dem Leibchauffeur des Generals Joffre sprechen, und der gute Mann erlangte bald eine wahrhaft beneidenswerte Volks-

„Sinnlichkeit.“ „So“ fragte man von allen Seiten, „was sagt denn Hoffe, was sagt er über den Krieg?“ — „O, nicht gerade sehr viel; er hat, wie ihr ja wißt, die Gewohnheit, nur selten zu sprechen.“ — „Na ja, aber immerhin, irgend etwas muß er doch gesagt haben?“ — „Nun, vor einigen Tagen, als er eben das Auto bestieg, fragte er mich, ob es mir gut ginge und ob ich im Dienst zufrieden sei.“ — „Ist das alles, was er dir gesagt hat?“ — „Ein andermal meinte er, soweit ich mich jetzt daran erinnere: „Ich ja, mein Lieber, es ist eine harte Zeit.“ — „Und hat er denn niemals über den Krieg gesprochen?“ — „Ueber den Krieg? . . . Höchst selten. Doch, jetzt entfinne ich mich . . . Am letzten Tage vor meiner Abreise sagte er mir, als er vor seinem Wohnhaus im Hauptquartier aus dem Wagen stieg: „Nun, mein Lieber, weißt du vielleicht, wann dieser Krieg ein Ende nehmen wird?“ — Die Dorfbesucherschaft soll, wie „De Voilu“ bemerkt, über die gekündete Wortfalschheit des Generals Hoffe nicht sehr erbaut gewesen sein.

Den Gemüßbau in jeder Weise zu fördern, wird heute in allen deutschen Gauen als eine vaterländische Pflicht erachtet. Diese auf Ausnützung jedes geeigneten freien Stück Landes gerichteten Bestrebungen werden von den Regierungen, den Gemeinde- und Stadtverwaltungen, Garten- und Obstbauvereinen überall tatkräftig unterstützt, und der Garteninspektor a. D. Fr. Winkler in Heidelberg ist durch eben diese Bemühungen zu einer kulturgeschichtlichen Studie angeregt worden, die er in der illustrierten Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) unter dem Titel: Die Heimat unserer Küchengewächse und ihre Geschichte veröffentlicht hat. Was in dem Aufsatz über die Zwiebelgewächse gesagt wird, mag hier stehen. Sie zählen zu den ältesten Küchengewächsen, die die Alten in Pflege nahmen. Herodot erzählt in seiner berühmten Geschichte des Orients, daß nach einer eingeweihten Inschrift an den ägyptischen Pyramiden, während des Baues derselben, für die unter die Arbeiter verteilten Rattide und Zwiebeln 1600 Tausende Silber (über 7 Millionen Mark) vorausgab worden seien. So allgemein beliebt der Gemüß der Zwiebelgewächse anfangs war, so verachtet wurde er mit steigender Bildung und Milderung der alten rohen Sitten. Niceratus erzählt über den fortab verdorbenen Zwiebelgenuß verschiedene launige Geschichten, wie zum Beispiel, daß die ungetreue Frau und der ungetreue Ehemann beim Nachhausekommen Zwiebeln kauten, um sich so gegenseitig über ehebrüchliche Treue zu versichern, denn eine nach Zwiebel riechende Frau oder Mann hätte ja, wie sie schlau kalkulierten, jedes gemieden. Die Germanen erzielten die Zwiebel von Italien, was aus dem italienischen cipolla hervorgeht, denn in manchen Gegenden wird noch heute für die Zwiebel der Name Bolle gebraucht. Als Heimat der Zwiebel gilt das vordere Asien, von Palästina bis zum Indus. Eine verhältnismäßig noch sehr junge Einführung ist der Blumenkohl. Der gelehrte Reisende Prosper Alpinus sah ihn bereits 1850 in Aegypten, wo er schon häufig kultiviert wurde. Zum erstenmal wird er in Deutschland aber im Jahr 1600 in einem von dem Italiener Matthioli in Frankfurt a. M. erschienenen Kräuterbuch genannt.

Büchertisch.

— Gerhart Hauptmann: Der Narr in Christo Emanuel Duint. Roman. Volksausgabe. Geh. 3 M., gebd. 3 M. 75 Pfg. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) — Hauptmanns „Emanuel Duint“ ist seit seinem Erscheinen immer tiefer in das Bewußtsein des Volkes eingewachsen. Dieser Roman ist, nach seinem inneren Wert und nach der Art seiner Wirkung, ein Volksbuch; nun soll er es auch noch werden, indem die neue, wohlfeile und trotz der Wohlfeilheit schöne Ausgabe, die der Verlag soeben darbietet, den weitesten Leserkreis suchen und finden wird. In Emanuel Duint ist ein Mensch unserer Zeit dargestellt, der anfänglich nicht sowohl eine Nachfolge Christi, als heimatliche eine Wiederholung zu bedeuten scheint. Bewundert man schon, wie dieses Thema auf die natürlichste, jeder Prüfung der Realität standhaltende Weise ausgeführt wird, so steigert sich die Anteilnahme darüber weit hinaus, als das Schicksal Duints sich immer selbstständiger und eigentümlicher entfesselt. Wie Duint erst von seiner mehr oder minder leichtgläubigen, mehr oder minder tiesgläubigen Umgebung für Christus gehalten wird, wie er selbst sich zu diesem Glauben entzückt, anfänglich im Symbol und schließlich tatsächlich; das heißt also: wie eine subjektive Wahrheit zu einer objektiven Uüge wird, das ist mit einer Darstellungskraft, die sich ihres Reichtums mit höchster Ueberlegung bedient, ganz und gar durchgeführt. Denn es ist im Sinne der Worte Christi wahr, daß Duint der wiedergeborene Christus ist, weil er nichts anderes sein will als der im Geiste Wiedergeborene. Nur indem die Umwelt nicht anders kann, als die religiöse Wahrheit, die geistige, zu einer sozialen, zu einer leblichen umdeuten, macht sie sie zu einer Uüge; und indem sie dann mit ihrer kurzsinrigen und ungeduldigen Entschlossenheit diese verwirft, verwirft sie auch jene. So wird aus dem Heiligen der Wahnsinnige, und der Wahnsinnige geht, aber mit innerer Sieghaftigkeit, unter. In „Emanuel Duint“ ist jedoch noch mehr als das Problem eines Charakters, einer religiösen Bewegung; der Roman hat die Breite und Fülle eines Epos. Menschen, Landschaften, soziale Verhältnisse, die Regungen der Massenseele, das

halb physische Seelengeist des Einzelnen, dieses alles spinnt sich, ohne daß es je zur Episode würde, zu einem großen Lebens- und Zeitgebilde zusammen. Der Reichtum an Vielfältigkeit, die Treue und Klarheit des Blickes, die Festigkeit und Zwecklichkeit der Komposition sind wahrhaft meisterlich. Es ist Brot in dem Buch, und darum muß es ein Volksbuch werden.

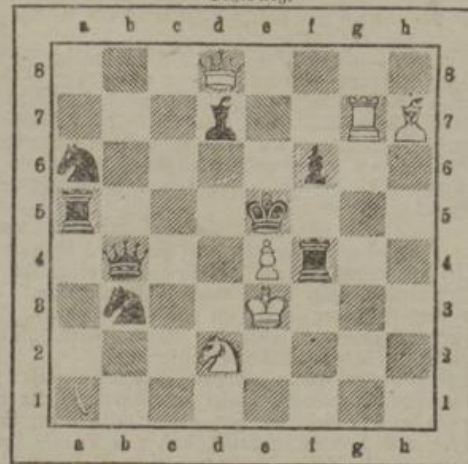
— Heft 4 des „Wieland“ (II. Jahrgang) bringt ein farbiges Titelblatt von Bruno Paul, Schwarzweiß-Arbeiten von Otto Schöff, See wald, Hermann Gehri und Walter B u h e. Ferner hat R. Orlik den Aufsatz: „Kanton“ von Friedrich Bergzankski mit interessanten farbigen und Schwarzweiß-Zeichnungen illustriert. Der künstlerische Teil schließt mit einer farbigen Zeichnung politischen Inhalts von E. Schilling. Der literarische Teil beginnt mit dem Gedicht: „An meinen toten Sohn“ von Hermann Stehr und bringt die Novelle: „Flug durch die Nacht“ von D. Lucka, die Skizze: „Peter Ladbäus' jungstes Gericht“ von Bertha Triepel und den Aufsatz: „Mein alter Lehrer“ von L. von Mendelssohn-Bartholdy. Ferner enthält das Heft einen Artikel über: „Künstlerische Packungen“ von Otto Hoff, der mit charakteristischen Abbildungen aus der modernen künstlerischen Kellame geschmückt ist, und schließt mit den Glossen: „Nagelung“, „Die Bautätigkeit im Kriege“ und Erinnerung an Antwerpen“. Preis des inhaltreichen Heftes M. 1.—. (Wieland-Verlag, Berlin W. 9, Lennestraße.

— Paul Münch: „Neue Sacher zu lache“ (Ladenpreis M. 1.—). Verlag der R. B. Buchhandlung von Eugen Grufus, Kaiserlautern. Der Verfasser ist vielen Lesern kein Fremder mehr. Seiner „Bälgisch Weltgeschichte“, von der vor kurzem das 21.—25. Tausend erschien, war ein ungeahnter Erfolg beschieden. Sie eroberte sich im Fluge viele Tausende von Lesern nicht bloß in der Pfalz, sondern im übrigen Deutschland. In dem neuen schmucken Büchlein hat der Verfasser in herzerfreuendem Humor und übermütiger Erfindungslaune den hervorragenden Anteil der Pfälzer am Weltkriege in köstlichen Versen geschildert. Die Kapitel: — um nur wenige aus dem Inhalt herauszuziehen — „Die Lothringer Schlacht“, „De Helfferich“, „Der Hungerkrieg“, „Die Pfälzer Bertschhausstrategie“, „De Pfälzer Salpeter“ sind Kabinettstücke goldenen Humors und heiterer Laune.

— „Die Weltliteratur“, jeden Samstag einen der besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker zum Preise von 10 Pfg. enthaltend, bringt in ihrer neuesten Nummer 30 von Andersen Die Galoschen des Glücks und die kleine Seejungfer mit Bildern von Walo von May. Verlag der „Weltliteratur“, München 2, Färbergraben 24.

— Die Schweizer Illustrierte Zeitung, Verlagsanstalt Ringier & Co., Jofingen, Einzelpreis 25 Pfg., verdient in ihrer neuesten Nummer 30 besonderes Interesse, da sie von feindlicher Seite aus gesehen Photographien von der Schlacht an der Somme bringt. Außerdem enthält die Nummer u. a. Bilder von der österreichischen Marine.

Schach-Aufgabe.
Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem fünften Zuge Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

W
B i l
S t e r n
W i e l a n d
b r a u n
E n z
d